

bald Eier. Gefällt ihm die Oertlichkeit nicht, so findet sich das Männchen willig darein, eine vergebliche Arbeit gemacht zu haben, und hilft den Bau anderswo auf's Neue ausführen.*) In dem ersteren Falle hat es mithin das ihm vorschwebende Ziel, durch seine Bemühung Zeit für das gesammte Fortpflanzungsgeschäft zu gewinnen, erreicht. Finden aber seine Vorkehrungen den Beifall des Weibchens nicht, so ist damit eben so wenig Zeit verloren, wie bei anderen Gattungen, wo die Männchen bis zur Wiederkehr der Weibchen müßig gehen.

So bestimmten Zwecken oder Nützlichkeitsgründen gegenüber, wie solche in den angeführten Beispielen auf der Hand liegen, kann wenigstens ich mich nicht zu dem Glauben entschliessen, dass irgend ein Vogel sich mit Bauerei befassen sollte, bloss um sich dadurch, als durch Spielerei, die Zeit zu verkürzen. Jedenfalls hat mir diese Meinung keine Wahrscheinlichkeit, solange nicht wesentlich andere Beispiele vorliegen, als die bisher bekannt gewordenen. Denn, wenn man gelegentlich ein oder zwei bloss angefangene, aber nicht vollendete Nester von der oder jener Vogelart findet: so wird für das Wiederaufgeben derselben zunächst immer der gleiche Grund anzunehmen sein, wie bei den Grasmücken. Nämlich: die Erbauer haben sie verlassen, weil Beunruhigungen oder Störungen irgend welcher Art sie in Betreff ihrer Sicherheit Verdacht schöpfen liessen.

Literarische Berichte.

Neueres aus Nilsson über Vögel Skandlaviens,

mit Anmerkungen von

Dr. C. W. L. Gloger.

Die hier folgenden Auszüge sind der, i. J. 1858 erschienenen dritten Ausgabe von N.'s Werk über die Vögel der nordeuropäischen Halbinsel entnommen, welches den zweiten und dritten Band seiner „Skandinavischen Fauna“ bildet. Als Theil dieses grösseren Ganzen führt es den Titel: „*Skandinavisk Fauna. Af S. Nilsson.***) *Foglarna.*

*) Der Satz, dass nur das Männchen den Platz zum Neste wähle, das Weibchen aber sich ohne Weiteres dem Willen desselben lüge, (wie bei den zahmen Tauben,) wurde hiernach wenigstens bei Vögeln im freien Zustande nicht überall zutreffen.

**) Die Naturforscher sollten sich doch billig daran gewöhnen, die Namen

Tredje Upplagan. Lund 1858.“ XXIX, 580 und wieder 580 Seiten gross Octav.

Bei der in Deutschland immer noch so bedauerlich geringen Bekanntheit mit der schwedischen Sprache und Literatur wünschte ich, dass wenigstens ein Theil dessen, was das Werk in dieser Umarbeitung Neues enthält, bei uns bekannt werden möchte. Ich habe daher aus dem Vielen Einiges von dem, was mir als wichtig erschien, hier ausgewählt; aber selbst wenn später noch Einzelnes daraus nachfolgt, so wird es doch, im Verhältnisse zu dem Ganzen, immer noch wenig sein. Ganz besonders würde es mich jedoch freuen, wenn theils diese Hinweisung auf den Gehalt der dortigen Fach-Literatur, theils vielleicht auch mein Beispiel recht Viele unter uns, besonders aus der Zahl der Jüngeren bewöge, die für einen Deutschen durchaus nicht schwere schwedische Sprache zu erlernen; (zumal da sie bald auch zum Verständnisse der, ihr so nahe verwandten, ja grossentheils nur als „Dialekt“ verschiedenen dänischen führt.) Ich habe nämlich die erstere zunächst bloss deshalb gelernt, um — Nilsson's Skandin. Fauna lesen zu können. Diess leitete natürlich auf manches Andere, theils nahe, theils entfernter Liegende; und bald waren mir auch Tegnér's lyrische Dichtungen nicht schwer. Ja, gewiss! es ist für einen Deutschen wenig Verdienst, aber für einen Naturforscher sehr viel Nutzen dabei, schwedisch zu verstehen. — —

Der Erste, der eine gewisse Lebensthätigkeit auch noch in der vollständig ausgebildeten Feder annahm, ist, wie er selbst nachweist, Prof. Nilsson gewesen. Es wird also billig sein, ihm den, in sehr bescheidener Weise geltend gemachten Anspruch hierauf zu wahren. Und zwar gebührt sich das um so mehr, da neuerlich eben diese lange andauernde, obwohl zeitweise (den Winter hindurch) ruhende „Lebensthätigkeit“ die Grundlage geworden ist, auf welche man das „Umfärben ohne Mäuser“, soweit es wirklich Statt findet,

ihrer Fachgenossen richtig zu schreiben. So aber hat es Temminck, der den seinigen mit *ck* schrieb und drucken liess, sich gefallen lassen müssen, dass Manche das *c* wegliessen, während Andere ein *g* dafür setzten. Indess machte das wenigstens für die Aussprache Nichts aus. Nicht so aber, wenn man, wie es sehr häufig geschieht, Nilson (mit bloss Einem *s*) statt Nilsson spricht und schreibt. Denn letzteres, als nomen patronymicum, — wie es deren unter den deutschen Familiennamen eine ziemliche Anzahl, unter den englischen aber sehr viele giebt, — bedeutet: „Sohn eines Niclaus, (Nils).“ Das verstümmelte Nilson dagegen besagt gar Nichts.

zurückzuführen hat, und auf welcher namentlich die auffallende Verschönerung mancher Farben im Sommer beruht.

Nilsson hat sie allerdings zunächst bloss in Bezug auf das vorausgesetzt, was er die „Mauser der Federsäume“ (brämfallning) nennt: eine Erscheinung und Verschönerung, die am bemerkbarsten bei den Ammern, mehreren Finken, einigen Steinschmättern und den Rothschwänzchen hervortritt. Indess muss es seinem Grundgedanken ja nur um so mehr zum Vorzuge gereichen, dass derselbe jetzt auch noch sonst mehrfach Anwendung findet. Er hat also damit noch in weiterem Umfange Recht gehabt, als er damals selbst glaubte. Denn auch das, ins Besondere von Hrn. Conservator Mewes mikroskopisch nachgewiesene Abstossen kleiner trüber Fäserchen zwischen den grösseren Fasern heraus, wie es bei vielen sonst schöner und lebhafter gefärbten Federn eintritt, lässt sich nur auf dieselbe Ursache zurückführen, welche dem von N. besprochenen Verschwinden der trüben Federsäume zum Grunde liegt. Doch hören wir ihn selbst.

Zuerst schickt er (Band I, S. 448—49,) das voraus, was er bereits vor jetzt 25 Jahren, in der früheren Ausgabe seines Werkes, über diesen Gegenstand veröffentlicht hat:

„Man weiss jetzt mit Gewissheit, dass ein grosser Theil der Arten der Ammer- und Finken-Gruppen, deren Sommertracht sehr von der Wintertracht abweicht, trotz dem nur Einmal jährlich mausert, nämlich im Herbst. Sie haben an einem grossen Theile der neuen Federn, welche sie dann bekommen, anders gefärbte Ränder, die meistens olivengrau oder rostgrau sind und gegen das Frühjahr hin verschwinden, so dass nun die lebhafter gefärbten Theile des Gefieders, welche im Winter unter den erwähnten Rändern verborgen lagen, zu Tage kommen. Mir scheint es wenig glaubhaft, dass dieses Verschwinden der besagten Federsäume bei Annäherung der Fortpflanzungszeit nur eine Folge mechanischer Abnutzung und Reibung (frottement) sein, oder von der Einwirkung der Luft herrühren sollte, wie man angegeben hat. Denn, wenn dem so wäre, dann müsste doch wohl ein Gleiches auch bei allen anderen Vögeln eintreten, deren Federn einer gleichen Einwirkung der Luft und gleicher Reibung ausgesetzt sind. Auch würden sich diese Ränder alsdann gewiss nicht so regelmässig abnutzen, wie es jetzt geschieht; oder es würde nicht bei allen Vögeln derselben Art zu so gleicher Zeit und auf so gleiche Weise geschehen. Ich halte es daher für wahrscheinlicher, dass diese Mauser der Federsäume durch einen besonderen Lebensprocess zu Stande komme. Dass ein solcher wirklich in den Federn Statt findet, kann

man daraus schliessen, dass Vögel manchen sehr bemerkbaren Veränderungen unterliegen, ohne zu mausern. Ich habe gesehen, dass ein Gimpel im Bauer ganz schwarz wurde; dass eine Lerche nach und nach mehrere grosse weisse Flecke an den Flügelfedern bekam; dass ein rother Hakenfink mehr gelb wurde: und zwar Alles diess ohne Mauser.“ [Siehe einige Bemerkungen gegen die hier genannten Fälle weiter unten.] „Das zeigt doch offenbar von einer fortdauernden Lebensthätigkeit in den Federn. Wenn dieselbe gegen das Frühjahr hin in den Rändern erlischt, dann vertrocknen diese, werden spröde und fallen ab. Setzt sie sich aber fort, so erfahren letztere oft Veränderungen; so u. a. beim Grauammer, wo sie aus lehmgelb aschgrau werden.“

Nach dieser Auseinandersetzung, die aus weit früherer Zeit herührt, fährt N. fort:

„Das Vorstehende wurde vor bereits 23“ [jetzt 25] „Jahren geschrieben; und ich weiss nicht, ob man früher die Aufmerksamkeit auf diesen anziehenden Gegenstand, — auf die Lebensthätigkeit in den Federn auch nach ihrer vollständigen Ausbildung, — gerichtet habe. Temminck aber glaubte, dass diese Mauser der Säume durch Abreiben (frottement) geschehe; und Degland äusserte sich noch i. J. 1849 dahin, dass sie durch Abnutzung der Federbärte erfolge; (par l'usure des barbes.) Es versteht sich aber von selbst, dass derjenige Theil der Fahne, dem keine Nahrung mehr zugeführt wird, vertrocknen, zerbrechen und abfallen muss auch schon ohne „frottement.“ [Immerhin; doch ist das Mitwirken von Reibung und Luft- oder Licht-Einfluss darum nicht ausgeschlossen. Das beweisen die in der Gefangenschaft gehaltenen Vögel: da bei ihnen dieselben Federsäume nie so vollständig abfallen, wie bei ihres Gleichen im Zustande der Freiheit. Gl.] „Dass verschiedene neuere Forscher meine erwähnten Ansichten angenommen und bestärkt haben, freut mich. Ich will nur hinzufügen, dass ich Stieglitze gesehen habe, die in der Zwischenzeit von einer Mauser zur andern schwarz wurden. Diess zeigt, neben dem, was ich früher geäussert habe, dass die Farbe auch in solchen Theilen der Federn, welche bei der Mauser der Säume nicht abfallen, sich ändern und matter oder intensiver werden kann.“

Das „Matter- oder gar Weisswerden“ irgend welcher Feder ohne Mauser, zumal in der Gefangenschaft, scheint aber doch äusserst fraglich: noch bei Weitem fraglicher, als das Sich-Verdunkeln und Schwarz- oder Melanitisch-Werden ohne sie.

Denn in dem ersteren Falle müsste ja die Lebensthätigkeit das gerade Gegentheil von dem thun, was in dem letzteren geschieht.

Nämlich: sie müsste den in den Federn enthaltenen Farbstoff, der offenbar nicht verduosten, also nicht kurzweg in die Luft verschwinden kann, aus den Federn entfernen; das wäre aber nur dadurch möglich, dass ihn die Hautgefässe aus denselben aufsaugten und wieder in den Körper zurückführten. Hierzu würde jedoch ein so ausnehmend hoher Grad von Lebensthätigkeit gehören, wie er schwerlich in der Haut eines Vogels, viel weniger in den schon fertig ausgebildeten Federn je vorhanden sein möchte. Oder, wenn er diess im freien Zustande wäre: so würde er nachher aufhören.

Desshalb scheint mir der erwähnte Fall in Betreff einer Lerche, die ohne Mauser einige „grosse weisse Flecke an den Flügelfedern“ (oder gar an den Schwungfedern, vingpennorna) bekommen haben soll, höchst verdächtig. Und zwar ist er diess, ohne dass hierdurch ein Schatten auf Hrn. Prof. N.'s Beobachtungsgabe oder gar auf seine, überall gleich-unparteiische Zuverlässigkeit fällt. Denn er sagt ja nicht, dass er jene Lerche, oder den allmählich schwarz gewordenen Gimpel und Stieglitz, eben selbst besessen, oder sonstwie täglich vor Augen gehabt und sich auf diese Weise von ihrem Nicht-Mausern selbst überzeugt habe. Wäre das geschehen, dann stände die Sache natürlich ganz anders. So aber heisst es nur allgemein hin: er habe gesehen, dass besagte Veränderungen vor sich gingen. Er hat also die gemeinten Vögel, namentlich die fragliche Lerche, höchst wahrscheinlich nur dann und wann bei irgend jemand Anderem gesehen; Dieser war jedoch offenbar nicht aufmerksam genug verfahren, um wahrzunehmen, was unserem Freunde N. in gleichem Falle gewiss nicht entgangen sein würde. Nämlich, er hatte nicht bemerkt, dass wenigstens eine theilweise Mauser, zumal bei der Lerche, wirklich Statt fand, auch wenn sie, wie zu vermuthen, sich meistens nur auf zufällig verloren gegangene Federn erstreckte. Ein solches unregelmässiges, theilweises Mausern kommt überhaupt bei Vögeln in der Gefangenschaft aus verschiedenen Gründen sehr oft vor; und was namentlich die Lerchen betrifft, welche die Gewohnheit haben, sehr häufig und heftig mit den Flügeln zu schlagen oder zu fächeln, um sich durch deren Bewegung das ihnen versagte Fliegen zu ersetzen, so fallen ihnen sehr oft grosse Federn aus denselben aus. Jeder solche Federwechsel ausser der Zeit geschieht aber meist nur sehr allmählich. Es gehört daher auch bei fortwährender Beobachtung viel Aufmerksamkeit dazu, um ihn nicht zu übersehen. Zugleich erschweren die Vögel selbst, besonders alle sehr lebhaften, die Wahrnehmung durch ihre Bewegung: da bei ihrem Flattern wenigstens die losgegangenen kleineren Federn aus den Kälgen herausfliegen. So

wird es denn wohl auch bei jener Lerche zugegangen sein. Ihr Besitzer hat sie nicht genau genug beobachtet; und in Folge dessen hat er dann unserem Freunde unwissentlich Falsches über sie berichtet.

Auch schon das allmähliche Schwarzwerden ohne Mauser bei Gimpeln und Stieglitzen, besonders wenn es sich bis zum vollständigen Melanismus gesteigert haben soll, scheint mir sehr zweifelhaft. *)

Auch ich habe einige Gimpel und ziemlich viele Stieglitze gesehen, die mehr oder weniger schwarz geworden, ja zum Theil nahe daran waren, es ganz zu werden. Ich habe mich jedoch nie überzeugen können, ja es nicht einmal wahrscheinlich gefunden, dass diess ohne Mauser geschehen sein sollte. Denn sogar bei solchen, deren gesamtes kleines Gefieder schon sehr merklich verdunkelt erschien, zeigte sich das beginnende wirkliche Schwarz immer nur in Flecken. Nämlich es war zwar an einer grösseren oder geringeren Zahl einzelner Federn vorhanden; eben diese aber waren entschieden frischer, als die bloss verdunkelten übrigen, und manche steckten noch halb in den Kielen. Es war also deutlich zu erkennen, dass ihre fortschreitende oder nicht selten auch plötzlich vor sich gehende Veränderung nicht ohne Mauser geschah. Und schwerlich möchte sich die Sache jemals anders verhalten. Nimmt man dagegen an, dass eine solche Umfärbung wirklich ohne Mauser geschehen solle und geschehen könne: so ist jedenfalls nicht wohl abzusehen, warum da, wo einmal die Neigung zu ihr vorhanden ist, nicht wenigstens alle schon von Natur gleich-dunkle Federn auch zu gleicher Zeit schwarz werden, sondern immer nur einzelne, bis endlich die Reihenfolge auch die letzten von ihnen trifft. So besitzt z. B. das Zoolog. Museum zu Breslau eine vollständig melanitische Kohlmeise, welche diesen Namen im strengsten Sinne des Wortes verdient: da sie allenthalben so kohlschwarz aussieht, dass auch von dem Weissen der Backen, Flügel und Schwanzfedern keine Spur übrig geblieben ist. Nur einige wenige halb-grünliche Rückenfedern sind das Einzige, was hier noch an die ursprüngliche Farbe erinnert. Das Thierchen ist daher

*) Und zwar ganz abgesehen von den zahlreichen Fällen, wo man auf den Märkten lebende und sogar in Sammlungen ausgestopfte Vögel antrifft, die zwar Melaniten sein sollen, die jedoch buchstäblich nur „verräuchert“ sind: weil sie lange Zeit in kleinen unreinlichen Zimmern gelebt haben, wo sie, wegen Mangels an Wasser zum Baden, von Ofenrauch und Staub matt-schwarz geworden sind; — ähnlich, wie manche Haussperlinge im Winter, die sich dadurch mit Russ anschwärzen, dass sie der Wärme wegen bei grosser Kälte gern in Schornsteine kriechen, um da zu übernachten.

ein wahres Prachtstück von Melanismus, da sein gesamtes, matt glänzendes Gefieder so unverletzt erscheint, als hätte der kleine Mohr stets nur im Freien gelebt.

Physiologisch betrachtet, würde auch das nachträgliche Schwarzwerden ohne Mauser ein so bedeutendes Zuströmen von dunklem Farbstoffe in die schon völlig entwickelte Feder, und folglich einen so hohen Grad von Lebensthätigkeit in dieser voraussetzen, wie er gewiss nicht als vorhanden angenommen werden kann.

Die unbestimmten Wanderungen des Nussknackers (*Caryocatactes guttatus*) und die eigenthümliche Vereinzelnung seiner Wohnplätze oder Niststellen in Europa sind Absonderlichkeiten, die wohl Aufmerksamkeit verdienen. Sie haben dieselbe auch neuerlich wieder erregt, ohne dass man in Betreff der Frage nach der Ursache zu einem rechten Ergebnisse gelangt wäre. Und doch scheint diess nicht eben schwer, sobald man das festhält, was man in Betreff der Nahrung des Vogels weiss.

Diese besteht, wie bekannt, den Frühling und Sommer hindurch in mancherlei thierischen Stoffen, die er mehr oder weniger leicht überall finden kann. Er braucht also darum in der Wahl eines Wohn- oder Nistortes nicht gerade sehr ängstlich zu sein. Im Herbst und Winter lebt er, je nach der Oertlichkeit, bald hauptsächlich von den grossen Saamenkörnern oder „Nüsschen“ aus den Zapfen der Arve oder Zirbelkiefer, bald ebenso von Haselnüssen. Hinsichtlich der Vermehrung und Verbreitung der ersteren thut er häufig das Meiste oder Beste selbst: und zwar durch diejenigen Körner, die ihm, nachdem er sie im Kropfe erweicht hat, beim Aufhacken zwischen den Zehen entfallen. Durch sie wird er zum entschiedenen und glücklichen Baumpflanzer: da sie in Folge dieser, wenn auch nur kurzen Berührung mit thierischen Säften leichter und sicherer keimen, als die, welche einfachweg vom Baume auf die Erde fallen. Auch finden die jungen Pflanzen hier, unter den alten Bäumen gleicher Art, gewöhnlich nicht Luft und Sonne genug, um da zu gedeihen. Desto mehr ist Letzteres aber der Fall bei denen, welche der Nussknacker ins Laubholz und besonders in blosses Gebüsch verträgt. In der That sind alle süddeutsche und schweizerische Forstmänner auf das Vollständigste überzeugt, dass ein grosser Theil der dortigen Arven-Bestände, zumal der mehr vereinzeln und weniger umfangreichen, lediglich diesem Vogel sein Entstehen verdankt. Denn manche davon befinden sich an so schwer zugänglichen Stellen, dass Menschen sie überhaupt nicht

dahin pflanzen würden. Was aber die Hauptsache bleibt: viele stehen bereits in dem Alter von 150—200 und mehr Jahren. Sie müssten also, da diese Baumart sehr langsam wächst, bereits vor eben so langer Zeit angepflanzt worden sein. Gerade in jenen Gegenden, und besonders in solcher Gebirgshöhe, denkt jedoch noch heute Niemand daran, irgend Etwas von Waldpflanzung zu unternehmen. — Haselgesträuch, als das nächst-wichtigste Bedürfniss des Nussknackers, giebt es von den Mittel- oder Niedergebirgen an mehr oder weniger überall bis in die Ebenen hinab.

Es wird hiernach sehr erklärlich, wenn auch nicht gerade als nothwendig erscheinen, dass derselbe als Gebirgsbewohner sich bereits zum Behufe des Nistens vorzugsweise gern da ansiedelt, wo er nachher theils Arvenkerne oder Zirbelnüsschen, theils Haselnüsse, theils beide, in der Nähe oder nicht weit von einander finden kann. Sind dann beide zugleich wohl gerathen, so braucht er nicht auszuwandern, sondern bloss in der Umgegend herumzustreichen. Derselbe günstige Fall tritt wahrscheinlich auch schon dann ein, wenn von beiden Fruchtarten die eine reichlich vorhanden ist. Denn, was dann an der Menge der anderen fehlt, (während sie auch fast niemals ganz mangelt,) wird ihm gewiss häufig durch einen desto grösseren Vorrath an Eicheln, Bucheckern, Beeren u. dergl. ersetzt. Doch möchte höchst wahrscheinlich auch der grösste Reichthum an letzteren ihm den Ausfall beider Hauptfrüchte nie ersetzen können. Missrathen diese also beide zugleich: dann wird er sich gezwungen sehen, auszuwandern und seinen Zug mitunter bis weit in flache Landstriche hinein fortzusetzen, oder sich geradezu bis nach fremden Ländern zu begeben. Was nun Deutschland ins Besondere betrifft, so haben wir den Umstand festzuhalten, dass er hier nur sehr selten in solchen Gebirgsgegenden nistet, die so niedrig sind, dass ihre Höhen keine Zirbelkiefern besitzen. Dafür werden sie, genauer untersucht, weiter abwärts vermuthlich um so reicher an Stellen mit vielem Haselgesträuche sein. Auch kann letzteres da meist um so älter, höher und mithin tragbarer werden, weil man in Gebirgen jede Art von Niederwald erst nach langen Zeiträumen wieder einmal niederzuschlagen pflügt und niederzuschlagen braucht.

Sehen wir jetzt zu, wie das, was Nilsson über das Vorkommen und Wandern des Vogels berichtet, mit dem hier Gesagten zusammenstimmt, und welche Erklärungen es zulässt. Es heisst bei ihm, Bd. I, S. 219—21:

„Der Nussknacker hat bei uns seine Hauptheimath in den mittleren Provinzen der Halbinsel und pflanzt sich alljährlich da fort.“ [In

Schweden, Norwegen und dem schwedischen Lappland giebt es noch keine Arven. Erst weiter nordöstlich kommen dieselben, ähnlich wie die Lärchen, wieder vor.] „Hier bewohnt er bergige, dicht bewaldete Landstriche sowohl mit Nadel-, wie mit Laubholz. Im Herbst besucht er gern Haselwäldungen. Er scheint nur streichweise (fläcktals) über das Land verbreitet zu sein, so, dass er in einer Gegend zahlreicher, in einer nahe angränzenden anderen hingegen sparsamer oder gar nicht vorkommt. So findet er sich, einer schriftlichen Mittheilung von Magister Hammargren zufolge, „in dem Pastorate von Hesselskog in Dalsland in fast unglaublicher Menge vor und pflanzt sich da fort“; dagegen kommt er in manchen benachbarten Strichen derselben Landschaft höchst selten vor. Wie weit er bei uns nach Norden aufwärts gehen mag, weiss man nicht bestimmt; denn, gleich dem Gimpel und Seidenschwanze, hält er sich während der Fortpflanzungszeit sorgfältig still und versteckt. In Norwegen aber habe ich ihn bis nach Stördalen, jenseits Drontheim, angetroffen. Im Herbst ist er, nach Prof. Rasch, um Christiania ziemlich gemein. Dass er in den nördlichsten Theilen von Sibirien vorkommt und bis nach Kamtschatka hin zahlreich vorhanden ist, berichtet uns Pallas.“ [Schon im Nordosten des europäischen Russlands, noch mehr jedoch im asiatischen, und je weiter nach Osten zu, wird eben die Arve nebst der Lärche immer vorwiegender ein Hauptbaum der Gebirgshöhen. Ja, bereits gegen Kamtschatka hin nimmt erstere vielfach sogar eine, bloss dort vorkommende Gestalt an. In Folge des immer grösser werdenden Druckes, welchen die gewaltigen Schneemassen auf junges dicht stehendes Nadelgehölz ausüben, bildet sie nämlich dort ein besonderes so genanntes „Knieholz“, ähnlich der Knie- oder Krumholzkiefer unserer höchsten deutschen und nachbarländische Gebirge. (Nur ist letztere specifisch von der gewöhnlichen Kiefer verschieden.) Diess sind jene Zwerg-Arven, deren Hr. v. Middendorff gelegentlich und besonders Erman vielfach erwähnen.] „Die Gegend, wo er sich angesiedelt hat, verlässt er selten. Dann aber geschieht es nach unbestimmten, mehr oder minder weit aus einander liegenden Zeiträumen: indem er, gleich dem Alpen-Lemminge, Auswanderungen in grösseren oder kleineren Gesellschaften unternimmt. Zuweilen geschehen dieselben in unerhörten Schaaren, die sich fast gleichzeitig in einem grossen Theile Europa's zeigen.“

„Die letzte grosse Auswanderung fand i. J. 1844 Statt. Da erschienen die Nussknacker in grosser Zahl und zu fast gleicher Zeit nicht bloss in Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland und den angränzenden Theilen von Russland, sondern auch in Dänemark, in

Deutschland bis nach Baden hinab, in Belgien und Frankreich; ja man bemerkte einzelne sogar in England. So viel man weiss, zogen alle diese Schaaren sehr langsam vorwärts, und zwar gewöhnlich in der Richtung von Norden nach Süden. Aber woher kam, so fast auf Einmal, diese unzählbare Menge, die sich über die Länder zerstreute? Man kann doch nicht füglich annehmen, dass sie aus den Lappmarken gekommen seien: da keiner von unseren reisenden Ornithologen sie dort im Sommer irgendwo gefunden hat.“ [Bei ihrem stillen Verhalten zur Heckzeit möchte hierin doch wohl noch kein so entscheidender Beweis liegen.] „In Finnland und bei Petersburg vermuthete man, die Schaaren seien aus Sibirien gekommen; aber gewiss ohne Grund.“

Hier gerade bin ich denn doch grossentheils anderer Meinung, als mein hochwerther alter Freund N. Die ersten Ankömmlinge, die bereits im September, ja in kleineren Truppen sogar schon zu Ende des August, bis nach Schonen hinab eintrafen, können allerdings recht wohl ursprüngliche Bewohner des mittleren oder nördlichen Skandinaviens, ebenso wie des nordwestlichen Russlands, gewesen sein. Denn gerade hier giebt es wieder Arven. (Das aus dem Hafen von Archangel massenhaft ausgeführte Schiffsbauholz besteht, nächst Lärchen-Stämmen, aus denen von Arven.) Warum aber soll die im October nachgerückte Menge nicht aus dem nächsten Theile Sibiriens gekommen sein? Dass sie nachher südwärts ging, beweist nicht, dass sie nicht, dem Vorkommen von Arvenwäldern folgend, von Osten her eingewandert sei. Denn die Nothwendigkeit, sich später nach Süden zu wenden, ergab sich aus der Lage und Gestaltung der, zwischen Ostsee und Norsee hingestreckten Ländermasse von selbst. Und was namentlich ihren Durchzug durch Russland beschleunigen musste, ist der Mangel an Eichen und Bucheckern: da eben das nördliche Russland, ja zum Theile schon das mittlere, weder Eichen, noch Buchen besitzt.

Alles das muss man eben zusammenfassen, um sich das ungewöhnliche Erscheinen solcher Massen zu erklären. Es fällt bloss darum auf, weil es nur höchst selten eintritt. Seine Seltenheit beruht aber darauf, dass nur in sehr wenigen Jahrgängen Witterungsverhältnisse von so ungünstiger Art während der Blüthezeit der Gewächse eintreten, dass sie das Missrathen aller derjenigen Früchte herbeiführen, von welchen dieser Vogel den Herbst und Winter hindurch sich hauptsächlich ernährt. Wird man diess fernerhin im Auge behalten und in künftigen ähnlichen Fällen genauer zu erforschen suchen: dann wird auch das Räthselhafte der Sache bald aufhören.

Zum Schlusse noch ein Wort über die gewaltige Verschieden-

heit in den Schnäbeln der Nussknacker hinsichtlich ihrer Länge und Dünne, oder ihrer Kürze und Dicke.

Thierische Organe bilden sich bekanntlich überhaupt, daher auch individuell, je nach der Art und dem Maasse des Gebrauches aus, welchen das Thier von ihnen macht. Ganz ins Besondere gilt diess von dem Schnabel der Vögel. Da möchte ich denn vermuthen, dass unter den Nussknackern die mit den längsten, dünnsten und mithin nach Verhältniss breitesten Schnäbeln solche seien, die gewöhnlich Arvenwälder bewohnen oder besuchen; denn eine solche Form scheint die geeignetste, um den Schnabel zwischen die Schuppen der Zapfen bineinzuschieben und so die Kerne herauszuholen. Die mit den dicksten Schnäbeln müssen am besten Haselnüsse öffnen können; sie haben also wahrscheinlich da gelebt, wo letztere eine Hauptnahrung für sie waren. (Dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, dass sie im Ganzen bedeutend seltener als die ersteren sind.) Die mitteninne stehenden haben sich vermuthlich in ungefähr gleichem Grade von beiderlei Früchten genährt. Dabei können sich auch die Extreme von beiderlei Form nach und nach um so mehr ausbilden, je weniger der Vogel es liebt, seinen Geburts- oder Wohnort ohne dringende Noth zu verlassen.

Die Einführung der grauen Repphühner (*Perdix cinerea*) nach Schweden, so wie ihre freiwillige Weiterverbreitung von da bis Norwegen hinauf, liefern einen sehr bezeichnenden Beweis für die Möglichkeit, hühnerartige Vögel mit gutem Erfolge nach einem klimatisch bedeutend verschiedenen, rauheren und mithin ungünstigeren Standorte zu versetzen. Nilsson berichtet (in Bd. II, S. 29—30,) über diesen Fall, wie folgt:

„Die Repphühner sind keine Urbewohner (infödingar) unseres Nordens, sondern erst nach Schweden eingeführt worden, (implanterade,) und zwar, wie es heisst, vor etwa 350 Jahren. Dabei ist es gewiss, dass sie gleichzeitig mit dem fortschreitenden Anbaue des Landes sich immer weiter verbreiteten, und dass sie nunmehr nach Orten vorgedrungen sind, wo vor einem oder zwei Jahrzehnten noch keine gesehen wurden. Von den grossen, an Saatfeldern reichen Ebenen Schoonens, wo sie vordem am zahlreichsten vorhanden waren, haben sie sich aufwärts gezogen und kommen jetzt nicht bloss auf den grösseren Ackerfeldern und Flächen in den übrigen Landschaften, bis nach den oberen Theilen von Upland und Gestrückland vor; sondern auch in Helsingland sind sie gegenwärtig nicht selten. In Norwegen haben sie sich gleichfalls nicht bloss um Christiania her eingefunden, sondern

haben sogar das Dowrefjäll überstiegen. Auf den in der Ostsee liegenden Inseln, auch auf den kleinen vor Blekinge, sind sie gemein; ebenso auf den Eilanden und äusseren Scheeren von Bohuslän. *) Bei Carlstadt, desgleichen um Gothenburg, kommen sie allgemein vor. Was jedoch besonders bemerkt zu werden verdient, ist der Umstand, dass sie während der letzten Jahre nicht allein bis in das waldige Smaland vorgeedrungen sind, (z. B. in die Gegend von Jönköping und von Markeryd, wo sie übrigens bereits vor 20—30 Jahren vorkamen;) sondern dass sie auch auf den von den Finnländern erst neu angebauten Stellen Wermlands, oder in den so genannten „Finnwäldern“, sich eingefunden haben. Und ferner die Thatsache, dass im Herbst 1830 ein Flug Repphühner auf den Feldern des Kirchsprengels von Sweg in Herjedalen erschien, wo er sich den Winter hindurch und mindestens bis zum Monate März aufhielt. Als Beweis für ihre Ungewöhnlichkeit in jener Gegend braucht nur der Umstand angeführt zu werden, dass man sie da für Bastarde von Haselhühnern und wilden Tauben hielt. **)

„Ich äusserte schon oben, dass früher die Repphühner am zahlreichsten auf den Ebenen von Schoonen vorkamen. In neuerer Zeit hat sich diess geändert, indem sie in Wald- und Buschgegenden bedeutend zugenommen haben: weil sie da mehr Schutz und Ruhe geniessen. Dagegen haben sie auf den schoonenschen Flachländereien stark abgenommen: wobei mehrere Ursachen zusammenwirken.“

Die Haupt-Ursachen sind übrigens dort nur dieselben, wie anderswo: das Zusammenlegen der, früher zerstreut umherliegenden Grundstücke jedes einzelnen Besitzers in ein Ganzes; das hiermit verbundene Hinausbauen sehr vieler Höfe aus geschlossenen Dörfern auf das, nun vereinigte Feld; und der immer zunehmende Anbau des Klee's, in welchem die Repphühner sehr gern nisten, aber durch das Abhauen

*) Dagegen fand ich vor etwa zwei Jahren, beim zufälligen Blättern in einer kurz vorher erschienenen Schrift über die Insel Bornholm, (von dem damaligen General-Consul R. Quehl,) die Bemerkung, dass es dort keine Repphühner gebe. Auch das zeugt mit dafür, dass sie in Schweden nicht ursprünglich heimisch gewesen, sondern erst von Deutschland aus dahin versetzt worden sind. Anderenfalls würden sie einer dazwischen liegenden Insel von der Grösse Bornholms gewiss nicht fehlen. Gl.

**) Es würde von Interesse sein, an zahlreichen Exemplaren durch genaue Vergleichung zu ermitteln, ob und wie sich unter so merklich anderem Klima ihre Farben geändert haben, oder nicht. Den Abbildungen zufolge, welche die „Tidskrift för Jägare och Naturforskare“ geliefert hat, scheinen sie dort in der That blässer, als bei uns. Gl.

desselben ihre Nester mit den Eiern verlieren. Sind letztere dann schoo dem Ausbrüten nahe, so legt die Henne in demselben Jahre nicht wieder. Erfolgt die Störung früher, so legt sie zwar meistens noch einmal, bringt es dann aber nur zu einer geringen Zahl von Eiern.

In Bezug auf Schutz und Nahrung in strengen, langen und schneereichen Wintern weist Nilsson auf die grossen Vortheile hin, welche das Vorhandensein von zahlreichem Wachholdergebüsch den Repphühnern gewährt. In denjenigen Landstrichen, wo es dessen viel giebt, leiden sie auch während der strengsten Winter nicht merklich: da sie unter demselben vortrefflichen Schutz, an den Beeren aber Nahrung finden. (Und zwar können sie letztere, sehr zu ihrem Glücke, erst und nach verbrauchen: da ihnen die an den höheren Zweigen sitzenden Beeren erst mit dem höher werdenden Schnee, also mit der steigenden Noth, zugänglich werden.) In Schoonen dagegen, so wie in Westgothland und den übrigen „offenen Feld-Provinzen“, wo es namentlich an Wachholder fehlt, gehen ihrer dann so viele zu Grunde, dass man auf Räumen von mehreren Quadratmeilen oft gar keines mehr findet.

Damit stimmen auch die Erfahrungen überein, die man bei uns darüber gemacht hat; nur dass letztere noch allgemeiner und schlimmer sind. Hier, wo Viele den Wachholder lange Zeit unter die so genannten „Forst-Unkräuter“ (!) zählten, oder noch zählen, hat man ihn meist grundsätzlich auszurotten gesucht. Man darf sich also nicht wundern, wenn es hier den Repphühnern während harter Winter auch in Gegenden mit Gebüsch hin und wieder nur wenig besser ergeht, als in kahlen. So starben dieselben in dem furchtbar langen und schneereichen von 1829/30 in Schlesien, wie fast in ganz Deutschland, häufig auf Strecken von halben und ganzen Meilen vollständig aus. Besitzer und Pächter ansehnlicher Jagdgebiete waren sehr froh, wenn sie im Frühjahre noch Ein Paar vorfanden. Ganz anders verhielt sich die Sache bei einem, mir näher bekannten Gutsbesitzer unweit Breslau, in dessen bedeutender Waldung es mehr Wachholder gab, als bei zehn und mehr seiner Nachbarn zusammengenommen. Er hatte trotz aller Nachstellungen der Füchse, Marder, etc., die in solchen Wintern so arg wüthen, kaum die ungefähre Hälfte seines, im Herbst vorhandenen sehr zahlreichen Repphühner-Bestandes verloren. Sein Revier diente daher nun gleichsam als „Fundgrube“ für die Umgegend, welche sich von da aus wieder mit Hühnern besetzte. Wer also „Remisen“ für sie anlegt, sollte dieselben vorzugsweise mit Wachholder und mit dem, anderweitig so vortrefflich schützenden Bocksdorne (*Lycium*) bepflanzen. Ueberdiess gedeihen auch beide Gewächse bekanntlich

noch auf sehr schlechtem Boden, zumal in tiefem, lockerem Saude. Mithin passen sie um so mehr zu solchen Remisen, da man zum Anlegen dieser fast immer nur den schlechtesten Boden der Gegend, namentlich die trockenen Kuppen von Hügeln. Abhänge u. dergl. wählt und wählen kann. Hier verhüten oder vermindern sie auch noch die üblen Folgen starker, abschwemmender Regengüsse.

Ein Seitenstück zu der Versetzung der grauen Repplühner aus Deutschland nach Schweden, wird sich wahrscheinlich jetzt in Frankreich hinsichtlich der schönen Fels- oder Gamba-Repphühner (*P. petrosa*) ergeben. Von ihnen hat neuerlich der jetzige Kaiser eine sehr bedeutende Zahl aus Algier auf mehrere seiner Güter einführen lassen; und vermuthlich werden sie da gedeihen. Wenigstens ist nicht wohl abzusehen, warum diess weniger der Fall sein sollte, als mit den grauen so weit nordwärts in Schweden.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Catalogue of Birds collected on the rivers Camma and Ogobai, Western Africa, by Mr. P. B. du Chaillu in 1858, with notes and descriptions of new species by John Cassin.

Mitgetheilt von Ferd. Heine.

Unter dieser Ueberschrift bringen uns die „Proceedings of the Academy of natural sciences of Philadelphia“ von 1859 aus J. Cassin's geübter Feder einen überaus wichtigen Beitrag zur westafrikanischen Ornithologie, und somit einen neuen Beweis für den fast unerschöpflichen Reichthum dieser tropischen Gegenden. Nachdem durch Hartlaub's ausgezeichnetes, kaum genug zu rühmendes Werk „System der Ornithologie Westafrika's“ die Avifauna dieser Region ihrem Abschlusse schon nicht mehr fern zu sein schien, liefert uns nun diese einzige in einem nicht eben ausgedehnten Gebiete gesammelte Sendung, ausser den vielen höchst interessanten Notizen und Beobachtungen über so manche noch seltene Species, wieder allein gegen 20 neue, zum Theil ganz abnorme und ungeahnte Arten. Denn obschon bereits die drei früheren Sendungen Duchailu's von Moonda, Cap Lopez und dem Muni das Museum zu Philadelphia mit vielen neuen und seltenen Arten bereicherten, so ist doch nach Cassin's Ansicht die jüngste jetzt in Rede stehende die bedeutendste und interessanteste nicht nur unter den bisher von diesem talentvollen Reisenden gesammelten, sondern sogar unter allen je von West-Africa erhaltenen. Der Letztere sammelte dieselben im Jahre 1858 am Flusse Camma oder Fernando Vaz und dessen

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Journal für Ornithologie](#)

Jahr/Year: 1859

Band/Volume: [7_1859](#)

Autor(en)/Author(s): Gloger Constantin Wilhelm Lambert

Artikel/Article: [Neuers aus Nilsson über Vögel Skandiaviens 411-424](#)